DER STURM
MONATSSCHRIFT / HERAUSGEBER: HERWARTH WALDEN

Rudolf Blümner zum fünfzigsten Geburtstag

Bekenntnisse und Erkenntnisse

Vor fünfzig Jahren wurde ein Mensch geboren, den ich seit zwanzig Jahren liebe und der mich seit zwanzig Jahren liebt. Ich bekenne mich zu ihm, wie er sich zu mir bekennt. Wir sind Freunde. Freunde trotz täglichem Umgang. Deshalb habe ich das Recht, ihm ein Mal zu setzen, das über unser Denken geht. Das über unser Fühlen kommt. Ein Denkmal über Vieler Gehen und Kommen.

Warum soll man das Denkmal nicht vor das Leben setzen. Ist das Leben nicht zu denken wert, ist das Leben nicht zu danken wert, dann ist das Leben nicht wert, gelebt zu sein.

Der fünfzigste Geburtstag ist ein äusserer Anlass, sagen die Reichen im Geiste. Und ist die Geburt nicht ein äusserer Anlass. Ist irgend etwas innen, was aussen zu lassen ist. Tun nicht die meisten aussen, was innen zu lassen ist. Lassen nicht die meisten innen, was aussen zu tun ist. Hier ist ein Mensch, dessen Tun Tun und dessen Lassen Lassen ist. Aussen zu innen. Innen zu aussen. Ein Mensch.

Freundschaft ist Pflicht. Liebe Treue.

Pflicht ist die Erkenntnis des Tuns und des Lassens im Verhältnis zu den Anderen. Freundschaft die gleiche Stufe dieser Erkenntnis.

Liebe ist das Bekenntnis für einen Anderen. Das Tun zu lassen oder das Lassen zu tun. Treue ist die Dauer des Bekenntnisses.

Die Liebe opfert sich, sie stirbt.
Die Freundschaft opfert, aber nicht sich. Sie lebt.

Freundschaft wird Liebe, Liebe nie Freundschaft.

Rudolf Blümner ist der Mensch der Pflicht. Der Freund der Pflicht. Sein Leben geht vom Bekennen zum Erkennen und vom Erkennen zum Bekennen. Nicht mit einer Tat, nicht mit einem Wort ist er je hinter sich geblieben.

Rudolf Blümner suchte das Recht. Und als er es erkannte, verliess er den Beruf, Recht zu sprechen.

Rudolf Blümner suchte den Ausdruck seines Seins, des Seins. Als er ihn erkannte, verliess er den Beruf, sich zu verstellen.

Das Theater ist ein Panoptikum, aus dessen Figuren unnatürliche Töne natürlich herausgepresst werden. Sein Ausdruck ein Verzerren der Gesichter, sein Rhythmus ein Gehen- und Stehenlassen. Sein Gefühl das Gedachte eines Schreibers.

Kunst ist die Organisation optischer oder akustischer Phänomene. Das Leben tönt. Es tönt aus dem Schrei des Kindes, aus dem Laut der Sinne, aus dem Ton der Empfindung, aus dem Wort des Erkennens. Schreie Laute Töne Worte heben und senken sich. Die Bindung ihres Hebens und Senkens ist die K u n s t des Sprechens. Ist die Sprechkunst.

Rudolf Blümner ist der Meister der Sprechkunst.

Er hat als erster das Material dieser Kunst wiedererkannt: den Tonfall.

Ebenso wie das Theater nichts mit der Verlegenheit der Literatur zu tun hat, ebenso ist die Sprechkunst unabhängig von dem, was man Dichtung nennt. Die Wirkung liegt im Sprechen, nicht im Gesprochenen. Nicht der Ton macht die Musik. Die Beziehungen der Töne machen sie. Nicht der Sprechton macht die Sprechkunst. Die Sprechintervalle machen sie. Das Wort wird durch die Stimme vorgetragen: als Schrei, als Laut, als Ton, als Klang. Die Sprechtöne werden durch ihre künstlerische Beziehung gegliedert. Die Sprechmelodie entsteht durch die künstlerisch-logische Bewegung der Sprechtöne, also durch Rhythmus. Der Sinn, die Abstraktion der Lautverbindungen, ist sekundär geworden, primär bleibt er ohne künstlerische Bedeutung. Denn Empfindungen, menschliche und künstlerische, offenbaren sich nur konkret.

Das Phänomen der Sprechkunst hat Rudolf Blümner als erster wiedererkannt. Das ist sein historisches Verdienst. Sein künstlerisches ist es, Sprechkunstwerke zu gestalten. Da dieses Denkmal einem Lebenden errichtet wird, bleibt es den Zeitgenossen unbenommen, diese Kunstwerke aufzunehmen. Zehntausende haben sie vernommen. Erschüttert und ergriffen. Millionen haben es noch versäumt. Ihnen zeige ich: Hier ist Kunst zu erleben.

Kunst lässt sich nicht beschreiben. Kunst soll man sehen oder hören. Diese Worte sind Fanfaren, die die Gläubigen der Kunst zur Kunst sammeln sollen. Hier ist der lebende Künstler, der sein Leben in die Kunst gibt und dem die Kunst, erkannt und gekonnt, ihr ewiges Leben gibt.

Wir grüssen Dich, R u d o l f B l ü m n e r, wir, denen Du töntest. Wir ehren den Künstler, der die Kunst ehrt und den die Kunst ehrt. Wir beugen uns vor dem Unerhörten, das aus Dir, das durch Dich hallt.

Ich gebe Dir mit beiden Händen beide Hände. Stolz, dieses Freundes Freund zu sein.

Herwarth Walden

Oskar Kokoschka: Rudolf Blümner / Zeichnung

Sturmposaune

Für Rudolf Blümner
Am 19. August 1923

Blaugelockt sind alle Stunden
sternbefiedert schwingt der Traum
aus dem Herzen Deiner Stimme
aufhinauf gen Uebererden
wo die starken Göttersöhne
ihren Sonnenrausch besingen.

Dorther dröhnst Du
Sturmposaune
reisst die blassen Horcherseelen
himmelüberhöllen durch
zu Dir!

Gipfel lachen
Leben brandet
zeitvorbei an Deinem Fuss!

In den vollen Händen des Erinnerns
toben abertausend tolle Wünsche:

Ewig tanzt Dein Jahr!

Kurt Heynicke

Vortragsabend

Für Rudolf Blümner

Ich höre meine Seele singen
die Flammen junger Stunden steigen auf
im Dunkel leuchtet eine Stimme
fremd
und ich

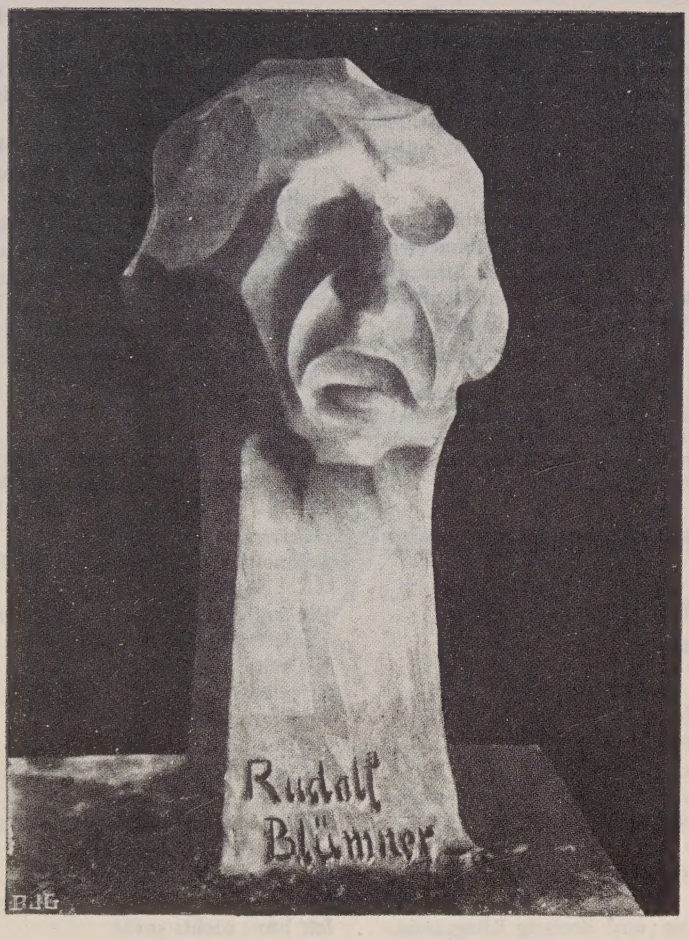
Ich blühe
ströme
überströme
empor in meiner Seele Heimat,
meine Sterne!

Kurt Heynicke

Die Stimme Rudolf Blümners

Deine Stimme hüllt uns Wort
Uns Wort füllt Deine Stimme
Uns Wort tönt uns Welt
Du Mund uns Welt
Wir Wort nicht uns
Du Stimme nicht Dein
Die Stimme gegeben
Das Wort empfangen
Das Wort Geschieht
Geschehen tönt
Und Erde rollt die Erde berstet
Und Erde kreist die Kreuzgeburt
Das harte Wehen tönt
Und aller Erde Tiere Klage stöhnt
Die Menschen weinen ohne Hoffen
Sinnlos sinnenloses Menschenweinen
Wild jauchzt der Herr der Welt
Die Heere stürmen
Flattern Peitschen Fahnen Blitze Schlangen
Und Leiber wälzen sich und türmen sich
und rollen das Gebirge in den Stern
Der Schlund des Abgrunds wirft die Frucht
Der Sturm
Der Sturm
Der Sturm
Er dröhnt und rauscht und rollt
Glasklar der Schrei des Nichts
In Deiner Stimme schreit der Mensch
Um Hilfe schreien alle Menschen
Steil empor
Und fallen fallen füllen fehl
Und steil empor
Hinan und über höher Zitter Glast
Um Eins
Ein
Ein
Allein
Einsam
Ein All
Der Eine
Keiner hört
Keiner sieht
Und fallen fehlen fallen
Und keiner hilft
Um Menschenhilfe
Menschen um den Menschen
Opfer raucht
Verzehrt Verzichten
Armut
Armut
Menschenhilfe glüht allein
Einsam blüht der Mensch
Einsam tönt das Wort
Den Samen senkt die Stimme
Der Hilfelose singt sein Lied
Das Hilfelied erlöst den Hilfelosen
Sturm leidet Wehen der Geburt
Menschwort gebärt die Welt

Lothar Schreyer



William Wauer: Porträtbüste Rudolf Blümner / Plastik

Porträt Rudolf Blümner

Der Stimme schwendet Kopf verquer die Beine.
Greizt Arme qualte schlingern Knall um Knall.
Unstrahlend ezen Kriesche quäke Dreiz.
Und Knall um Knall.
Verquer den Knall zerasen Fetzen Strammcher quill.
Und Knall um Knall.
Und Knall um Knall.
Kreuzt Arme beinen quillt den Stuhl.
Der Stuhl ist eine Schraube, klammerwin den Stramm.
Und Knall um Knall der Stimme köpft.
Die Beine schrauben Arme würgend liss.

Kurt Schwitters

Dieses Gedicht, zuerst im Sturm veröffentlicht, wurde in die Gedichtsammlung von Kurt Schwitters: „Anna Blume" übernommen. Nicht zu verwechseln mit der Gedichtsammlung „Die Blume Anna" desselben Verfassers

Sechstaktmotor

Für Rudolf Blümner

Blühen muss meine Maschine
Grüne Frösche
Verspannungsbefestigungslasche
Hellgrünheben
Neunzehnhundertneunundsiebzig
Wenn ich meine Bomben werfe
Grüne Hunde
Antrieb vom Geschwindigkeitsmesser
Rote Dächer
Fünfundzwanzig und dreissig Kilogramm-quadratmeter
Bin ich schneller als er
Der stille Herr
Zelluloid
Dunkle Bäume
Elftausend Kilogramm
Aber wohin werfen
Mondsüchtige
Zellon
Weisse Wölkchen
Dreimal hundertzwanzig Quadratmeter
Jetzt gilts Freund
Der Nachtwandler
Propeller mit geschweifter Eintrittskante
Platzende Schrapnelle
Ka X Ka Ypsilon und A durch W
Er ist stark
Der Drehwurm fährt Karussel
Aus einem Stück gebogenes Scharnier
Daunen steigen
Eins Komma Eins von Hundert
Fünfzig Meter steht er über mir
Ganz grosse Kanone
Vorrichtung zur Verankerung der Verwindungsklappen bei Wind
Halten sich zu meiner Rechten
Null Komma Dreizehn Millimeter
Fünfzig Meter liegt er auf mich
Küken Rollengehäuse für Seilzug
Sie mehren sich
Dreizehn Komma vier Metersekunden
Was sind fünfzig Meter
Oberfranz franzt Strich
Haftenteil für Gürtelschnalle zum Festschnallen
Schon sind sie auf beiden Seiten
Eins Komma zwei zwei drei Kilogramm-kubikmeter
Dauerfranz verfranzt
Bajonettförmige Befestigung von Tragdecken-holmen
Die mit Laub bedeckten Erdhütten
Fünfzehn Grad Celsius
Ich sehe sein Grinsen
Affenfahrt
Autokanister
Protzen Munitionswagen Gespanne
Ka Ypsilon mal S mal V quadrat
Er beugt über Bord
Ich will noch heute zum Südpol
Schwarzblechklempner
Ihr habt Recht Euch zu retten
Nullkommanullfünf neun — sechsdrei
Ich höre nichts mehr
Ha und Be
Tropfender Rostschutzlack
Fünf Atemzüge sitze ich ihm im Rücken
Kaltes Messer am Halse
Mäuschen und Nägel
Kugellager
Herz über Herz
Kreuztraversen
Splitter spritzen fünfundzwanzig Meter Gurgeln
Meine Maschine küsst mir die Hand

Franz Richard Behrens

Oskar Kokoschka: Rudolf Blümner / Geboren am 19. August 1873 / Zeichnung

Er ist mager und wird nie sterben

Tibor Déry

Nachts blies starker Wind, jagte grosse Schwärme summender Goldfliegen gegen die Stadt. Der Fotograf beachtete sie nicht, als er das Glasdach öffnete. Er legte sich schlafen. Um Mitternacht tanzte der Vogel durch die Öffnung ins Atelier, schrie laut und weckte den Schläfer auf. — Ich möchte noch schlafen — sagte der Fotograf, denn er hielt die Augen des Vogels für Morgenröte und glaubte, dass unten auf dem Asfalt die Mistwagen kreischten. Dann warf er sich auf die Knie, weinte und flehte um Gnade. Der Vogel aber sass ruhig auf dem Dach des fotografischen Apparates. Er sagte:

— Lüge nicht, sonst beisse ich dir in die Kehle! —

— Ich habe kein Brot und keinen einzigen Stern — sagte der Fotograf und sprang jammernd in die Dunkelkammer. Doch der Vogel nahm ihn beim Haar und zog ihn zurück. Die Mäuse piepsten scharf und beleuchteten mit gespenstischen blauen Laternen den Fussboden. — Ich hab's! — schrie der Vogel und zog aus den Ritzen des Parketts die Fotografie der blonden Jungfrau heraus.

Der Zeitungszusteller legte kalte Umschläge auf die Stirne des Fotografen, die Milchfrau rang die Hände. — Ich bin zu spät gekommen —, sagte der Bäckergehilfe — er flog gerade zum Fenster hinaus. — Die ganze Versammlung jammerte laut, draussen donnerte der Himmel und rote Blitze kreuzten über dem Glasdach. Der Regen strömte wie aus Eimern und die gedunsene Leiche eines Säuglings schwamm auf den Wellen des Kanals vor dem Fenster vorüber. Der Vater der geraubten Jungfrau erschien in Trauerkleidern im Atelier und riss sich mit den Nägeln die Brust blutig.

Der Vogel aber tanzte unsichtbar über den Wolken und wohin er trat, wuchs grosses Unglück.

— Du wirst sterben — sagte die Mutter des Fotografen, als sie nach Monaten ihren Sohn wiedersah. Er sass unter dem Tisch, auf dem Fussboden lag zerstreut sein ausgefallenes blondes Haar. — Seit drei Monaten hat er keinen Bissen gegessen — sagte die Hausmeisterin und lief jammernd auf die Strasse. Ein leuchtendes blaues Mal erschien in der Stirne der Mutter. Sie löschte das elektrische Licht aus und gab dem Fotografen aus ihren Brüsten zu trinken. Dann starb sie. Dem Fotografen wuchsen die Haare wieder heraus, er stand auf und zündete das Atelier an. Im Wald, zwischen den glühenden Erdbeeren, lauerte er dem Vogel auf.

Gib sie mir nur auf eine Stunde zurück! — sagte er — dann kannst du mir die Kehle durchbeissen —

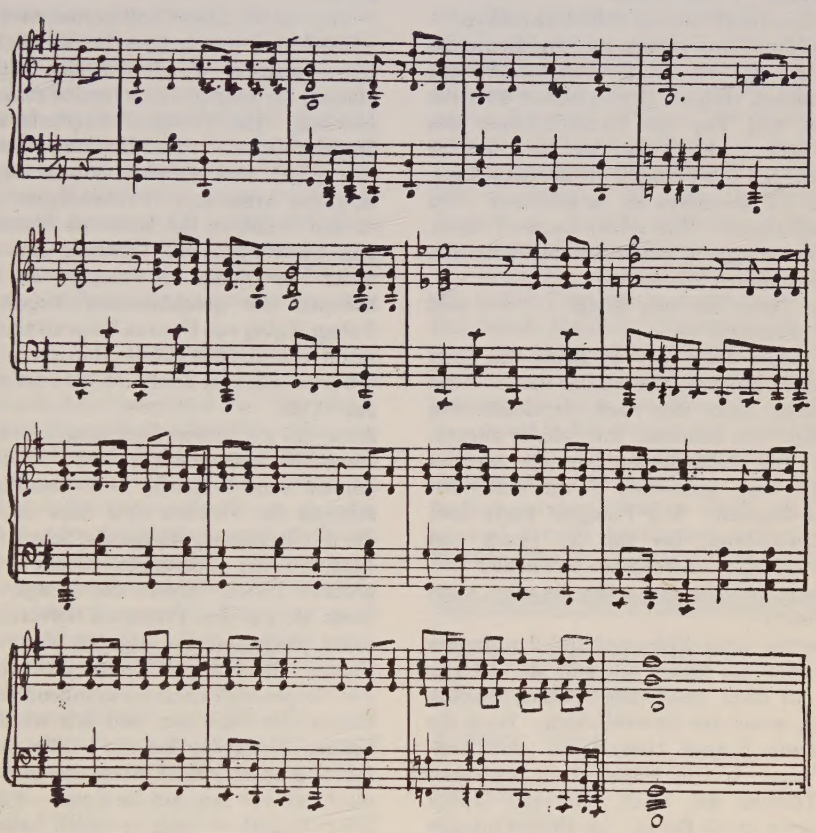
Aber der Vogel nahm die Fotografie in den Schnabel und flog weiter. Laut jammernd folgten ihm auf der Landstrasse die Männer, die ihre Frauen verlassen hatten und wie die Hunde mit magerem Leibe litten. An der Spitze rannte der Fotograf und bellte vor Schmerz. Bienchen flogen summend über ihren Köpfen und liessen süssen Honig auf die müden Füsse fallen. Am Rande der Landstrasse barst ein Baumstamm entzwei, schleuderte Laternen aus seinem Inneren und beleuchtete die Nacht.

Der rote Mond lag auf dem Himmel wie ein trächtiges Tier und murmelte drohend. Er trank eine Wolke aus und die Roggensaat am Fusse der Berge trocknete ein.

Der Fotograf begegnete einem alten Kaufmann, der aus dem Auto ausstieg, die Füsse des Fotografen küsste und ihn folgendermassen ansprach: Von deiner Stirne strahlen Radiumsterne und du bist stark wie ein Büffel. Ich werde dich in meinem Garten mit Milch und in Fett gebackenem Teig speisen, erwärme mir mein Alter!

Der Fotograf wurde in weisse Seide gekleidet. Doch die Trauben im Geschirr trockneten ein und der gebackene Teig fing Feuer in der Sonne. Im Garten lag er, ganz mager schon, nachts beobachtete er die Männer, die singend vor dem Zaun vorbeizogen und den Vogel suchten. Die Frau des Kaufmannes verjagte sie mit ihrem Besen. Sie gebar zwei gesunde Söhne, tanzte glücklich im Schlafzimmer und der Stern des traurigen Fotografen leuchtete. — Ich bin gesund geworden — sagte der Kaufmann seiner Gattin. — Und ich habe dir zwei Söhne geboren — sagte die Frau. Über ihrem Handgelenk schnitt sie sich die Ader durch, mischte Blut in die Speisen, aber der Fotograf hörte eines Nachts die Stimme des

Rudolf Blümner: Volkshymne



Harmonisierung von Herwarth Walden

Es wird hiermit der Öffentlichkeit eine Musik übergeben, die alle guten Eigenschaften einer Volkshymne in sich vereinigt. Sie ist künstlerisch und sinnfällig. Sie offenbart das Sehnen unserer Zeit und über die Zeit hinaus das Sehnen. Der Sturm sucht für die Musik noch immer eine Dichtung, die diese Musik künstlerisch einwandfrei, sinnfällig, zeitlich und räumlich unbeschränkt, in Worten gestaltet.

H. W.

Vogels, grub sich mit den Nägeln ein Loch in den Zaun und entfloh.
— Bleib stehen! — schrie er. Er kroch auf die Spitze des Kirchturms und bewarf den Vogel im Mondschein mit Kieselsteinen. Der Vogel sagte:
— Du wirst mich nie einholen! —
Der Fotograf flog auf einen anderen Turm, riss das Kreuz herunter und warf es auf den Vogel. Dieser sagte:
— Bleib auf der Erde und heile die Kranken! —
Einen Monat lang regnete es. Die Menschen richteten vor die Städte hohe Mauern aus Aluminium, stülpten Drathglocken über die Gassen und Tag und Nacht brannte das elektrische Licht. Aber es blieb immer finster. Als der Fotograf in die Stadt kam, fingen die Menschen an zu schreien. Die Männer sagten: Wir sehen unsere Frauen. Die Frauen sagten: wir sehen unsere Kinder. Alle zusammen schrieen.
— Der Sturm hat sich gelegt . . . wir sind nicht erblindet! —
Aber kaum hatte der Fotograf die Stadt verlassen, da wurde es wieder finster. Die Menschen liefen ihm nach, erreichten ihn vor dem Tor, brachten ihn wieder zurück. Jeden Tag schlachteten sie ein weisses Zicklein und garnierten es mit duftenden Walderdbeeren. Der Fotograf sagte dem Gefängniswärter, der ihn im Frack und weissen Lederhandschuhen bewachte:
— ich werde sterben, wenn du mich nicht frei lässt —
Er weinte, frass Erde und lief den ganzen Tag neben der Mauer auf und ab. Er riss sich das Haar aus. Die Männer wurden traurig, wenn sie ihn erblickten. Doch die grausamen Frauen liessen ihn nicht frei. Der Vogel kreiste schadenfroh zwischen den Türmen der Stadt, eilte mit leisem Schwirren in die Berge. Im Herbst brachte man die Ernte ein. Alle waren betrunken. Der Fotograf kroch auf das Hausdach, sprang in den Graben hinunter und schwamm unter Wasser mit den Karpfen ins Freie. Er lief geraden Weges zum Vogel und kniete sich jammernd vor ihm nieder.
Der Vogel wohnte auf dem Gipfel des Berges. Einige Graben weiter baute sich der Fotograf ein grosses Haus und umzäunte es sorgfältig mit einer niederen Steinmauer. Als er aufwachte und auf das Dach kletterte, erblickte er in der Nachbarschaft bereits ein neues Haus und unten aus dem Tale schlängelte sich ein langer schwarzer Zug den Abhang hinauf. Er schloss sich in das Zimmer ein, aber die Maurer hämmerten draussen so stark, dass er nachts nicht schlafen konnte. Auf dem Fensterbrett sass er, schaukelte die Beine und schaute mit geschlossenen Augen auf die in elektrischem Licht wachsende Stadt. Am Morgen rief er den Polier zu sich.
— Hier ist ein Eimer voll geronnenen Blutes — sagte er — misch es in das Malter! —
Die Menschen wunderten sich, dass die Mauern im Sonnenschein lautlos zusammenbrachen. Der Fotograf wanderte auf der Dachtraufe, mit tränenden Augen suchte er den Vogel und streckte sehnsüchtig seine mageren Arme aus. Frühmorgens ging er in den Wald, in der Mitte des Waldes war eine Lichtung, in der Lichtung eine Quelle, unter der Quelle schwammen die Neugeborenen mit geschlossenen Augen. Der Fotograf ging von Haus zu Haus und zeichnete mit Kreide Kreuze auf die Haustüren. Dort, wo er zwei Kreuze zeichnete, kamen Zwillinge zur Welt.
Aber das geronnene Blut ging aus und die Menschen erbauten die Stadt. Jeden Tag kamen neue Reisende in elektrischen Maschinen an, kreisten über dem Gipfel wie die Fledermäuse, stiegen in Scheinwerferlicht auf die Lichtungen nieder. In den grossen Hotels lärmte die Menge, nachts assen sie auf den Terrassen Gefrorenes und unter Bogenlampen tanzten die weissen Frauen. Der Fotograf konnte nicht schlafen. Am Morgen sagte er einem kranken Menschen: Hauch die Stadt an und ich werde Dich heilen. Doch der Kranke wollte nicht.
Dann ging er zum Portier des Hotels und warf sich vor ihm auf die Knie. — Fürchterlicher Engel! — sagte er — ich habe meine Geliebte verloren. Wenn du deine Tore schliessest, werde ich sie wiederfinden! —
Nachts weinte er, riss sich das Haar aus, und der Stern auf seiner Stirne glänzte dermassen, dass die Leute das elektrische Licht auslöschten. In langen Reihen standen die Autos vor seinem Haus, sie schwenkten Tücher im Licht und tanzten vor dem Tor. Drinnen in den Zimmern strömte Blut von den Wänden.
Ein anderer Fotograf erbaute sich ein grosses Haus in der Mitte der Stadt und behing es

mit elektrischen Tafeln. Aber niemand kümmerte sich um ihn. Die Gummizellen blieben leer und in den Ateliers maschierten Spinnen in breiten Reihen. Er stellte sich auf die Zinne des Hauses und sagte: Ich bin der Wahre. Aber die Menschen lachten und zeigten mit den Fingern auf ihn. Er fiel von der Zinne herunter.

Nachts ging er zum Fotografen, zog ein Messer und stach es ihm in die Brust. Der Vogel kam vom Gipfel herab und zog mit dem Schnabel das Messer heraus. Die Wunde heilte sofort zu. Der Fotograf sagte: — Warum beisst du mir nicht lieber die Kehle durch? —

Der Vogel zog fort, der Fotograf ebenfalls. Auf der Landstrasse war es sehr heiss, er lief barfuss und stopfte sich die Taschen mit kaltem Wasser voll. Aber das Wasser floss immer heraus. Auf seinen Schultern liess sich eine Amselfamilie nieder, vermehrte sich unmässig und lärmte seine Träume mit dem Goldhaar der geraubten Jungfrau voll.

Am Rande der Landstrasse stand eine Schmiede. Der Schmied lief heraus und schloss sich dem Fotografen an. Der Blasebalg blieb ihm auf der Schulter, aber das war von Nutzen, denn er jagte damit die Zudringlichen fort. Trotzdem umgab sie bald eine stetig wachsende Menge und der Zug schlängelte sich lautlos durch die Nacht, zwischen den erleuchteten Meilensteinen. Die Frauen standen auf den Bergesgipfeln und streckten jammernd die Arme nach den Flüchtlingen aus. Der Schmied sagte: — Zeige mir im Geheimen deine Erinnerungen! —

Der Fotograf öffnete sein Herz, in roten Samt gebettet lag dort das Kabinettbild der Jungfrau. Der Schmied blies mit dem Blasebalg.

Aber die Uebrigen murrten, schrien und verlangten unzufrieden das Bild zu sehen. Der Fotograf zeigte es jedem; sie verstummten. Einige nahmen einen blinden Jüngling beim Arm und erzählten ihm, was sie gesehen. Dieser schrie: Jumalai.

Dem Fotograf hing das Haar in die Stirne, an seinen Sohlen waren zwei grosse Wunden und doch flog er rascher, als die, die ihm zu Pferd folgten. Diese ermüdeten und sagten: Wir laufen umsonst, der Vogel ist schon gestorben.

Sie fragten die Menschen: habt ihr den Vogel gesehen?

Die Menschen antworteten: Nachts schlafen wir und am Tage arbeiten wir.

Diese Menschen gruben eine grosse Grube und füllten sie mit den Abfällen von Tieren. Morgens legten sie sich vor die Grube und warteten darauf, dass die Silbereier der Schmetterlinge aufbrechen. Abends gruben sie noch eine Grube

Der Fotograf lief neben dem Geleise und der blinde Jüngling rief: Jumalai. Die, die zu Pferde sassen, sagten: Der Vogel ist gestorben, wir gehen nachhause. Ein Mann schwenkte vom Weg ab, öffnete ein Haus, sagte: Ich bin daheim. Er trank Milch und streichelte seine Kinder. Ein Anderer sagte: Der Vogel hat mir gestern abend das Bild geschenkt. Ich gehe nachhause. — Doch diesen Lügner schlugen sie tot.

Als Letzter ging der Schmied weg. Er warf den Blasebalg in die hohe Saat, riss sich das weisse Haar aus und floh in den Wald. Der blinde Jüngling klammerte sich an den Rock des Fotografen und lief ihm schreiend nach. Doch er war schwach und starb bald. Man begrub ihn in der Mitte der Landstrasse. Es schneit in den Bergen und die Tiere sind alle in das Tal gegangen. Der Sturm schnitzt grosse Schneetürme. Der Fotograf klettert auf den höchsten Gipfel, dort sitzt er und forscht bekümmert zwischen den Wolken. Er ist mager und wird nie sterben.

Ueber die Möglichkeit einer neuen Religion

William Wauer

I

Was ist Religion?

Ein Notmittel.

In welcher Not befindet sich der Religionsbedürftige?

Wogegen braucht er ein Mittel?

Gegen die Unsicherheit seiner Lebenslage, seiner Mensch-Lage.

Der Mensch fühlt eine Notlage und sucht ihr abzuhelfen.

Die Abhilfe, die er sich schafft, ist das, was wir Religion nennen.

„Religio“ heisst Götterscheu.

Es ist kein deutsches Wort, sondern ein la-

teinisches und bezeichnet auch etwas Undeutsches, etwas Römisches.
Wir wissen nicht, wie die alten Römer das Wort begriffen, auslegten und empfanden. Jedenfalls nach Bauernart, die die Naturgewalten mit Scheu vor ihrer Uebermacht verehrt. Wir wissen, dass uns mit Scheu allein heute nicht mehr zu helfen wäre.
Wir verstehen deshalb unter Religion etwas Anderes, etwas uns Entsprechenderes, Umfänglicheres, weil wir die Naturgewalten nicht mehr als Göttergestalten begreifen. Unser Gottesbewusstsein hat sich vergeistigt und vertieft.
Wir nennen Religion das Verhältnis, in das wir uns zu „Gott" zu setzen suchen, um aus unsrer Seins-Unsicherheit heraus zu kommen.
Wir sind nicht religiös, weil es ein Verhältnis von „Scheu" ist, das wir für nötig halten, unsere unsichere Lage zu festigen; sondern weil wir ebenfalls ein Verhältnis zu „Gott" für nötig halten. Auch wir halten es heute noch für nötig, uns zu „Gott" irgend wie einzustellen.
Was aber ist Gott?
Gott ist zunächst ein Begriff — der Begriff, der alles umgreift, in sich fasst und bedeutet, was dem Menschen eben fehlt, um zu einer Sicherheit seiner Lebenserfassung zu kommen.
Gott nennt der Mensch also die Sicherheit, die er braucht, in seiner Lage als Mensch, gegenüber seiner eigenen und der kosmischen Existenz.
— Gott nennt er das Mittel, mit dessen Hilfe er seine Lage verstehen und einrichten will.
Inwiefern aber hilft ihm nun Gott dazu oder das, was er Gott nennt?
Inwiefern kann und soll er ihm helfen? Der Mensch fühlt sich im All schwach, haltlos und dumm.
Er weiss nicht, wie er in den Wirbel, den er Sein oder Leben nennt, hineingerät, was er in ihm soll, wie er sich in ihm am besten verhält.
Sein Denken, seine Kraft und sein Wille zwingen ihn zu leben — erklären ihm aber das Leben nicht. Im Gegenteil: gerade das Menschsein macht alles problematisch. Und das am meisten, wenn er leiden muss, wenn es ihm schlecht geht.
In bösen Zeiten verliert das Menschendasein anscheinend jeden Sinn für den Menschen. Weshalb soll er leiden, warum muss er leben? In solchen Zeiten braucht er in stärkerem Grade eine Motivierung seiner selbst als in sogenannten „guten". In guten Zeiten scheint das Leben schon eher lebenswert zu sein: da braucht man keine „logische" Motivierung, man ist lebenslustig, man „amüsiert" sich. Deshalb sind die guten Zeiten die religionslosen, die bösen Zeiten aber bringen immer die Sehnsucht nach Religion, nach Daseinsmotivierung in stärkstem Ausmasse zur Geltung. Schlimme Tage erinnern den Menschen wieder an seine Nichtigkeit unter einem erdrückenden Schicksal im Allgeschehen — so entsteht dann der Gedanke der Strafe für die „Gottlosigkeit in den guten Tagen."
Gute Zeiten sind Zeiten des Leichtsinns, der Oberflächlichkeit und Sinnenbetäubung. Böse Zeiten sind die des Sichbesinnens, die der Läuterung und geistigen Vertiefung des Lebenswillens.
Denn in jedem Menschen — auch dem leichtfertigsten Geniesser — bleibt das dumpfe Rätsel seines Seins bestehen und hebt in leeren Stunden drohend sein Haupt und fragt: was hat dein Leben für einen Sinn — was hast du für einen Sinn?
Sinnloses und zweckloses Sein ist dem menschlichen Denken ein Graus! Das ganze Wesen seiner Natur sträubt sich dagegen, so sehr, dass die blasierten prinzipiell unreligiösen Uebergeniesser dem Selbstmord als einer gewaltsamen Selbsträtsellösung immer näher sind als die Jammervollen, die noch in der schlimmsten Gefährdung ihrer Lebenslage um den Sinn ihres Daseins ringen.
Der Selbstmord ist keine Antwort auf die Frage nach dem Sinn des Lebens. Er weicht ihr aus.
Wie kommt es also, dass wir uns vernichten, um nicht sinnlos zu leben? Wie kommt es, dass wir uns „nichtig" fühlen, wenn wir sinnlos leben?
Was zwingt uns zu fragen: was für einen Sinn hat Leben, das Leben des Menschen? Hat es überhaupt Sinn? Ist nicht Alles — Unsinn?
Was gewinnt der Mensch durch das Wissen um den Sinn des Lebens? Das ist die Frage.
Der denkende Mensch ist und fühlt sich als eine Einzelheit im Kosmos, im All,

er weiss: das ist sein Schicksal, seine Bestimmung, sein Sein. Nun möchte er die Bedeutung seines Platzes als den eines Teiles im Ganzen kennen lernen, um ihn recht ausfüllen zu können. So lange er ihn nicht kennt, wird er von zwiespältigen Gefühlen und Gedanken zerquält.

Er fühlt sich eingeordnet und gleichzeitig ausgesondert, festgehalten und hinausgestossen. Umfasst und doch isoliert. Im Wirbel und doch ohne Zusammenhang. Voll Wissensdurst in einer unverständlichen Umgebung, gezwungen und doch nicht überwältigt, frei und doch in allem gebunden. Er fühlt sich deplaciert, missbraucht, überflüssig, störend in einer Harmonie, in einem Ensemble, in das er nicht ohne Weiteres hineinpasst, dessen Zusammenhang er nicht versteht und erfasst, dem er sich nicht anpassen kann in seiner Unwissenheit.

So entsteht der Gedanke: Der Mensch ist fremd auf dieser Erde, ein Gast; er gehört eigentlich in eine andere Welt, in ein Jenseits, in dem seine Heimat ist.

Auf Erden ist er nur Stückwerk, ein gelöstes Blatt im Sturm — dort vollendet und gesichert — hier unwissend und beschränkt — dort verklärt und erfüllt — hier ungerecht behandelt — dort gleichgestellt allen — hier unglücklich — dort selig.

Diese Deutung, ein Glaube, der beruhigt, ist den meisten Menschen aller Religion Inhalt, Wesen und Sinn, seit alten Zeiten bis in diese Tage.

Es ist aber mit dem Glauben nur ein Ausweg, ein billiger Ausweg eingeschlagen worden — der Irrweg der judaisch-christlichen Religionslehren, zu denen auch die Mohameds gehört.

Und der Irrweg wurde empfunden. Man wusste, dass durch Etwas, das man glauben muss, dem Menschen keine Sicherheit gegeben werden kann.

Nur Wissen und wirkliche Erkenntnis kann die Frage nach dem Sinn des Daseins beantworten.

Weil nun diese Beantwortung nicht möglich schien, und der Glaube als Ausweg nur den Austausch einer Unsicherheit mit einer anderen bedeutete, schuf man eine Autorität, eine höchste Autorität, die entscheiden musste, autoritativ, dass gerade in diesem Falle der „Glaube" mehr sei als „Wissen" — dass dieser von Gott als Autorität gestützte „Glaube" sicherer sei als Gewissheit. Dass Gott, die Autorität, eben diesen Glauben in diesem Falle fordere: denn es sei der Glaube an ihn selbst und seine Autorität.

Soviel Behauptungen, soviel Irreführungen — soviel Eifer, soviel Selbstbetrug und Ausrede — soviel Willkür und Unsicherheit, soviel Fanatismus und Unerbittlichkeit der Forderung!

Aber keine Gewalt, auch eine göttliche nicht, kann eine Lösung in diesem Falle bedeuten. Die Frage nach dem Sinn des Lebens entspringt durchaus dem logischen Wesen und Bedürfnis des Menschdenkens und kann deshalb auch nur logisch beantwortet werden.

Der Glaube und der Glaubensinhalt sind aber keine Denkgebilde, die logisch sind und logischer Untersuchung stand halten. Unlogisch oder überlogisch kann man aber keine logische Frage beantworten. Dabei käme nur Unsinn heraus. Und die Frage nach dem Sinn des Menschseins mit einem Unsinn zu beantworten, ist wertlos.

Weder in realer noch in metaphysischer Beziehung hat es einen Wert, unerweisliche Behauptungen aufzustellen. Der metaphysische Wert ist ja überhaupt nur erfunden worden, um diesen und ähnlichen Unsinn auch noch pseudo-wissenschaftlich zu stützen, durch „Philosophie".

„Glaube" bleibt Unsicherheit.

Und Gott — wenn er selbst nur ein Glaube ist, kann als solcher dann autoritativ auch nicht Glauben fordern. Eine Unsicherheit kann durch Postulate von weiteren Unsicherheiten nicht gewisser werden. Auch wenn sie sich terroristisch durchzusetzen sucht.

Glaube ist „Wissensersatz"

Wir können und brauchen uns aber nicht mit Ersatz begnügen, wenn wir Wissen selbst, echtes Wissen haben können.

Wir brauchen auch Gott nicht nur zu „glauben", wenn wir wissen, was und wie Gott ist.

Wir hatten es bereits gesagt: Gott ist der Inbegriff alles dessen, was der Mensch zu seiner vollen Lebenserfassung braucht.

Als dieser Inbegriff ist Gott so gewiss vorhanden, wie die menschliche Sehnsucht nach Sicherheit seiner Daseinserfassung vorhanden ist. Beide sind eminente Lebensrealitäten für den Menschen.

Was aber ist nun Gott, wenn er Gott-wissen ist — und wie lautet die Beantwortung der Frage nach dem Sinn des Menschenseins, die Gewissheit ist?
Diese Feststellungen sind noch zu machen. Gott kann nur sein die Wesenheit der Seinsauswirkung selbst. Sonst hinge er in der Luft, ein leerer Schemen. Er bliebe ohne Sinn, Leben und Wirken. Als wirkende Ursache und kosmischer Urgrund alles Seins und Nichtseins aber offenbart er sich im All als in seiner Wirklichkeit.
Er ist die Kraft in allem Geschehen und alles Geschehen aus seiner Kraft. Er ist die sich aus sich immer wieder entrollende, um Vollendung in Ewigkeit ringende Unendlichkeit. Er ist das unendliche Werden und das Ewig-sichvollenden.
Die sinnvolle, sich selbst denkende und dadurch sich vollendende Auswirkung dieses Gott-Seins ist der Mensch als höchstgeartetes Lebewesen. Er ist die organische Spitze im All. Er ist das organische Bewusstseins-Zentrum im Kosmischen.
Die zentrische Stellung des Menschen im Kosmos ist uraltes Menschenbewusstsein, in seiner tiefsten Tiefe verankert. Man hat es lange Zeit für eine wissenschaftliche Ueberwindung des alten, beschränkten Menschendenkens gehalten, für einen Fortschritt in der Welterkenntnis, dass man den Menschen aus dem Mittelpunkt des Kosmos entfernte. Man hielt es für die Abstellung eines Aberglaubens und Vorurteils. Aber gerade vertieftes und echt wissenschaftliches „Denken" führt zu dem uralten Menschbewusstsein zurück.
Die zentrische Stellung des Menschen im Kosmischen ist gerade die „göttliche" Sicherheit, die der Mensch hat, hatte und haben kann, es gibt ausser ihr keine. Die zentrale Stellung als Allmittelpunkt ist die Voraussetzung der Sinnbestimmung des Menschseins. Und unsere alltägliche Erfahrung. Wir stehen nicht mechanisch, aber psychologisch im Mittelpunkt unserer „Weltanschauung."
Mittelpunkt heisst die Sicherheit im Wirbel jedes Kreisens. Der Mittelpunkt ruht und zieht seine Sicherheit aus der Konzentration der Beziehungen aller wirbelnden Teile des Kreisens auf sich und in sich. So zieht der Mensch, wahrnehmend, denkend, empfindend, erkennend, das Wirken des Alls in sich hinein. So heisst auch „Gott-Sein" Urmittelpunkt-Sein im Unendlichkeitswandel des Kosmischen und seine ewige Beharrung sein im Urgrunde und seine unendliche Ausdehnung sein im All-Geschehen.
Gott wirkt sich aus als Sinn alles Menschseins, als Konzentrationspunkt aller geistigen Beziehungen der Universalität, als Intensität des Mikrokosmos und Extensität des Makrokosmos. Der Mensch ist das Zentrum und der Anziehungspunkt aller geistigen Beziehungen und Werte als Gott-Ur-Teil. Jeder Mensch ist ein Zentrum, um das sich eine Welt, seine Welt dreht.
Jeder Mensch ist ein Uratom des Göttlichen. „Ur" nenne ich dieses Atom. „Ur" ist im Menschen das Göttliche.
Das ist Religion.
Das ist des Menschseins Sinn.
Das ist des Menschseins Gesetz.
Das ist des Menschen Wesen.
Das ist sein Werden und Wandeln, dass er werde, was er ist.
Das ist seine Sicherheit. Das ist seine Gewissheit.
Der Mensch ist der Mittelpunkt seiner Welt, wie der Menschgott der Mittelpunkt aller Menschenwelten ist. Der Menschgott heisst mir Ur, weil der Allgott der Universalität nur als einzelner Menschgott, als unser „Ur" in uns wirkend wird.
Den Allgott können wir wesentlich nicht erfassen — nur nennen: Urquell und Urmündung alles Göttlich-Kosmischen; den Menschgott Ur machen wir in uns lebendig, wenn wir Gottmenschen sind. Ur ist die individuelle Allgott-offenbarung im einzelnen Menschen.
So offenbart sich Gott in der Urwesenheit der Individuen. Gerade durch die Individualisierung erhält jeder Mensch seinen Sinn, seine Sicherheit, seine Stellung im Sein, sein Lebenszentrum, seine Welt, seine Mission. Jeder Mensch ist eine Welt in sich, ein Sonnensystem, ein winziges kosmisches Gebilde.
Mit jedem Menschen geht eine Welt unter: seine Welt — sie löst sich auf in der Universalität, in die er selbst eingeht, wenn

das kosmische System, das ihm eingeboren ist, im All vergeht und abstirbt, weil er abstirbt. —

Wir wissen heute, dass der Entwicklungsgang aller religiösen menschlichen Anschauungen ebenfalls ein Kreislauf war, dessen Bahn wir verfolgen können. Die ursprüngliche, älteste Religionsanschauung, die zugleich eine Weltanschauung war, ist die astrische: die Sternreligion. Die Urgeschlechter und alten Herrschervölker hefteten ihre Totems, ihre Geschlechterabzeichen, die Tierbilder ihres Stammes in den Zodiakus des Himmelsgewölbes. In den Sternbildern und ihren Konstellationen, das heisst ihren Stellungen zueinander und dem Verlauf ihrer Bahnen, wähnten sie ihr Schicksal vorgezeichnet. Und unbestritten galt die Lehre als selbstverständliches Wissen: des Menschen Sein ist in das kosmische Geschehen eingeordnet. Der Mensch muss sich damit bescheiden: und er beschied sich damit. Mit der Entwicklung der Geschlechtergeschichte und der Stammessagen kamen im Zusammenhang mit dem überall gepflegten Ahnenkult die Mythologien unter den Menschen mehr und mehr zur Geltung: die Helden der Urzeit verklärten sich ihnen zu Göttern, die sie mit den furchteinflössenden Naturgewalten symbolisch verschmolzen. So gingen Ahnenkult und Götterkult ineinander über. Aber auch die Götter blieben untertan dem Schicksal, dem unabänderlichen Geschehen. Mit der religiösen Weiterentwicklung entstand auch der Zweifel und die Meinungsverschiedenheit und verkörperte sich in menschlichen Feindschaften, die zu Götterkämpfen erhoben wurden: Giganten und Riesen stürmten gegen die Macht der „Himmlischen" an. Aus der Vielgötterei der Ansässigen entwickelten die wandernden Völker in ihrem Führerbedürfnis den Monotheismus, mit dem natürlich gleichzeitig Feindschaft mit „anderen" Göttern aufkam: so wurde Abtrünnigkeit, Unglaube und Gottlosigkeit geboren. Aus dem Monotheismus entwickelte sich die christliche „Rechtgläubigkeit"; mit ihr die „Kirche", die „Aufklärung" und der „Skeptizismus", der zur Auflösung der religiösen Anschauungen und Gottbegründungen überhaupt führte. So kamen wir zum „Atheismus". Aber gerade der Atheismus kehrt stillschweigend zum menschlichen Urbewusstsein zurück, zu der religiösen Ueberzeugung und Resignation: der Mensch ist eingeordnet in das kosmische Geschehen und muss sich bescheiden.

Aber der Mensch des entwickelten Menschbewusstseins will und kann sich nicht bescheiden. Die tiefe mystische Sehnsucht, die auch die freiesten Denker noch merkbar als Ketten ihres Menschseins tragen, führt nun in unserer Zeit zu vielfachen Ansätzen und Keimen von Religionsersatzbildungen. Denn wir leben in sehr bösen Zeiten.

Hier setzt die moderne Theosophie ein mit ihrer Lehre und Ausdeutung des Mensch- und Gotträtsels. Sie begreift den Menschen als ein halb irdisches, halb mystisches Wesen, das mit dem Urmysterium Gott zum Zwecke der Wiedervereinigung verbunden ist.

Besitzt diese Beantwortung der Frage nach dem Sinn des Menschseins die ersehnte Klarheit und überzeugende Sicherheit?

Der Mystizismus, halb oder ganz, kann wissenschaftlichem Denken nicht genügen. Die selbstverständliche Forderung nach einer logischen Antwort auf eine logische Frage muss erfüllt werden, wenn Denken nicht überhaupt seinen Sinn verlieren soll. Die theosophische Antwort ist keine logische. Sie steht im Widerspruch mit der Realität, in der wir leben und konstruiert aus Bedürfnis und Willkür einfach wieder in der alten überwundenen Weise der dualistischen Weltanschauung eine zweite mysteriöse, metaphysische Welt. Damit bildet der theosophische Dualismus aber nur eine anders eingekleidete, abstraktere Form der christlichen Anschauung vom Diesseits und Jenseits. Er stellt nur neue Rätsel in das schon rätselhafte Sein, löst aber keines. Gegensätze sind reine Denkhilfsmittel ohne jede Realität und völlig willkürlich. Mythen fehlt die Sicherheit der nachweisbaren Uebereinstimmung mit dem Tatsächlichen. Diese aber nur i s t Sicherheit. Die Theosophie gibt sie mit ihrer Denkhypothese über das Mensch- und Gottsein nicht. Sie gibt eine Unterstellung und Auslegung, mehr nicht. Sie lehrt wieder einen Glauben und Wissensersatz für Wissen.

Aber wir haben ja Wissen!

Wissen aus Erfahrungen, Wahrnehmungen, Untersuchungen, Feststellungen, Nachdenken und Erkennen. Alle Resultate der exakten

Forschung und spekulativen Philosophie vereinigen sich in diesem Wissen mit unserm letzten Weltempfinden. Jeder Widerspruch schwindet in der innerlichen Verschmelzung alles Einsehens, Begreifens und Fühlens.

Wir wissen: in der tiefsten Tiefe unsres Wesens liegt eingeboren die Sehnsucht und das Bedürfnis nach sinnvollem Sein, Dieses Bedürfnis, diese Sehnsucht, dieses letzte Muss unsrer Natur nennen wir „Gott". Er ist jedes Menschen Göttliches, das Göttliche in jedem Menschen.

Ich nenne es UR.

Der alte Gottbegriff ist uns erstarrt und leblos geworden in einer schematischen „absoluten" Abstraktion. Wenn aber Gott nicht eine lebendige Kraft ist, die in uns, mit uns und durch uns keimt, wächst, blüht und fruchtet, bleibt er wesenlos und unwirklich. Nicht „Gott" — nicht „gut".

UR ist des Menschen göttliche Bestimmung und Bestimmtheit aus ursprünglicher Wesenheit und Eigenheit.

Alles, was um den Menschen ist, muss er mit diesem Eigensten, Innerlichsten in Verbindung, in Beziehung setzen. Er kann nicht anders, denn es ist seine wahrnehmende, denkende Not, die ihn zwingt; der Zweck und Sinn seiner Sinne.

Der Gott in ihm — UR — gibt ihm alle Anschauungen, Begriffe, Empfindungen; alle Wahrnehmungen, alles Bewusstsein, alles Erkennen — zieht alle Werte und Wertungen aus dem Sein in seine Sinne hinein und macht so die Welt ihm untertan und ihn zum Mittelpunkt seiner Welt. Seiner Welt, die ganz und gar von ihm abhängt, deren letzte Sicherheit er ist zu seiner eigenen Sicherung.

Sein UR ist des Menschen Sicherheit und Gewissheit — sein Urwesen — seine „physisch" Ausdruck gewordene Idee. Seine Mission und Lebensaufgabe ist es, sie auch geistig auszuformen, das heisst sie zu „erleben", sich zu erleben.

Dies ist des Menschen letzter Sinn. Es gibt für den Menschen keinen anderen. Dies wissen und ausleben heisst religiös sein. „Sich — selbst — auswirken" heisst Religion. So heisst „religio" auch in unserem Sinne „Gottscheu", wenn wir darunter verstehen wollen, dass wir den Gott in uns scheuen und ihn scheuend verehren, uns scheuen, ihn zu verletzen, uns scheuen, ihn nicht zu bekennen, uns zu ihm zu bekennen. So setzen wir uns in das rechte Verhältnis zu unserem Gotte — zu dem Ur in unsrer Brust, zu unseres Daseins Sicherung in uns. Religion ist aller Ethik Ursprung: daran muss man beide erkennen. Ursprung aller Moral ist dem Gottmenschen Wahrhaftigkeit.

Wahrhaftig sein — wahrhaft sein, was man ist aus Urwesenheit — heisst „gut", heisst „Gott" sein.

In dieser Erkenntnis liegt die Möglichkeit einer religiösen Erneuerung und Daseinserfassung; in dieser Erkenntnis als einer religiösen Verpflichtung liegt die Möglichkeit einer neuen Einordnung in das Sein und Zusammenleben der Menschen.

Inhalt

Herwarth Walden: Rudolf Blümner zum fünfzigsten Geburtstag
Kurt Heynicke: Sturmposaune
Kurt Heynicke: Vortragsabend
Lothar Schreyer: Die Stimme Rudolf Blümners
Kurt Schwitters: Porträt Rudolf Blümner
Franz Richard Behrens: Sechstaktmotor
Tibor Déry: Er ist mager und wird nie sterben
William Wauer: Ueber die Möglichkeit einer neuen Religion
Oskar Kokoschka: Bildnis Rudolf Blümner 1
Oskar Kokoschka: Bildnis Rudolf Blümner 2
William Wauer: Porträtbüste Rudolf Blümner
Rudolf Blümner: Volkshymne

August 1923